

## Kirche und Wissenschaft

### Festrede von Kardinal Joseph Höffner zum 100jährigen Bestehen der Görres-Gesellschaft

*Anlässlich ihrer diesjährigen Vollversammlung (vom 25. bis 28. September in Koblenz) gedachte die Görres-Gesellschaft eines doppelten Jubiläums: des 200. Geburtstages von Joseph von Görres und der 100. Jahrestagung ihrer eigenen Gründung. Im Rahmen eines Festaktes am Sonntag, dem 25. September, hielt Kardinal Joseph Höffner in Anwesenheit des Bundespräsidenten und zahlreicher Ehrengäste aus Wissenschaft und Politik eine vielbeachtete Rede über Kirche, Glaube und Wissenschaft, in der er die Vereinigung katholischer Wissenschaftler, ohne ihre historischen Verdienste zu verkennen, zu neuen Problemstellungen ermunterte. Wir geben die Rede im Wortlaut wieder.*

Statt meiner wollte in dieser Stunde Kardinal Julius Döpfner zu Ihnen sprechen. Sein jäher Tod in der Frühe des 24. Juli ist sein letztes aufrüttelndes Wort gewesen. Es ist ergreifend, wie tief sein Tod die Menschen erschüttert hat. Kardinal Döpfner wußte um das elementare Spannungsverhältnis, das in dieser Stunde vor uns steht: einerseits christliche Präsenz in allen Bereichen der Wissenschaft, andererseits breites Einwirken der modernen Wissenschaften in Theologie und Kirche hinein.

#### I. Rückblick

Als die Görres-Gesellschaft im Januar 1876 hier in Koblenz gegründet wurde, hatte der Kulturkampf seinen Höhepunkt erreicht. Mein Vorgänger, der Kölner Erzbischof *Paul Melchers*, konnte der Gründung nicht beiwohnen. Er war zwar aus der königlich-preußischen Haftanstalt „Klingelpütz“ zu Köln entlassen worden, lebte aber in der Verbannung in Holland. Die politischen Verhältnisse und die geistige Lage schienen der Gründung einer katholischen Gelehrten-gesellschaft wenig förderlich zu sein. Aber andererseits entband der Mut zum Widerstand neue Kräfte.

Die Görres-Gesellschaft setzte sich von Anfang an hohe Ziele. Erstes Ziel war der *Zusammenschluß der katholischen Wissenschaftler*. Die Säkularisation hatte die katholische Kirche nicht nur politisch und wirtschaftlich entmachtet, sondern die Katholiken durch die Aufhebung der katholischen Schulen und Universitäten auch wissenschaftlich an den Rand gedrängt. Das alles wirkte noch nach. Zwei Jahre nach der Gründung der Görres-Gesellschaft, am 17. September 1878, schrieb *Karl Marx* an Friedrich Engels, er erinnere sich noch gut an die katholischen „Bauernlummel“, die „weiland bei uns auf dem Trierischen Gymnasium“ zusammen mit ihm studiert und sich durch „Beschränktheit und Bejahrtheit“ ausgezeichnet hätten<sup>1</sup>.

Es galt, die selbst erkannte und von den Gegnern immer wieder hämisch herausgestellte „wissenschaftliche Inferiorität“ der Katholiken zu überwinden – und zwar gegen heftige Widerstände der staatlichen Kulturpolitik und der Universitäten, an denen katholische Nachwuchskräfte kaum eine Chance hatten.

Bereits im März 1876 verkündete die Görres-Gesellschaft das Programm, die Wissenschaft umfassend zu fördern, und zwar „auf katholischem Standpunkte und im katholischen Sinne“. Dieses Vorhaben war von hoher gesellschaftspolitischer Brisanz. Katholische Wissenschaftler überschritten die Abgeschlossenheit des privaten Zirkels. Sie wandten sich von dem Plan einer katholischen „Gegen-“Universität ab und stellten sich der Herausforderung der Zeit. Ihr Ziel war die Integration katholischer Wissenschaftler in die deutschen Universitäten, die Gleichberechtigung auf der Grundlage der Gleichwertigkeit der fachwissenschaftlichen Leistung.

Von diesem Ziel geleitet, ging man ans Werk. von Anfang an war man gewillt, die wissenschaftliche Auseinandersetzung dort aufzunehmen, wo es um die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens ging. Auf der ersten Jahresversammlung 1877 in Münster wurde beschlossen, ein „Staatslexikon“ herauszugeben, das gegenüber den damals herrschenden liberalistischen Ideologien eine Staats- und Gesellschaftsauffassung christlicher Prägung zur Geltung bringen sollte. Aus den Aufzeichnungen der ersten Herausgeber und Mitarbeiter wissen wir, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, bis endlich die erste Auflage (1897) abgeschlossen werden konnte, und welche Anstrengungen die Überarbeitung und Verbesserung der nächsten Auflagen erforderten. Wer heute fast selbstverständlich die inzwischen auf elf Bände angewachsene sechste Auflage benutzt, an der ich selber als Professor mit großer Freude mitgearbeitet habe, kann kaum ahnen, welchen Durchbruch dieses Werk als wissenschaftliche Leistung und als Beitrag zur Entwicklung des modernen Staatsdenkens bedeutete.

Ein weiteres wissenschaftliches Unternehmen, dessen Beginn in die ersten Jahre der Görres-Gesellschaft zurückreicht und ihr weite internationale Anerkennung einbrachte, ist die *Edition der Akten des Konzils von Trient*, die nach jahrzehntelanger Arbeit nunmehr ihrer Vollendung entgegensteht. Auch in der Entscheidung für dieses bedeutsame Werk kommt der ausgeprägte Wille der jungen Görres-Gesellschaft zum Ausdruck, sich höchsten Ansprüchen zu stellen. Angesichts der schier unübersehbaren und heterogenen Fülle der Konzilsakten waren viele der Ansicht, daß es nie gelingen würde, zu einer geordneten Übersicht über die tridentinischen Dokumente zu gelangen. Das heute in vielen Bänden vorliegende monumentale Editions-werk, das nur mit den ganz großen wissenschaftlichen Ausgaben unseres Jahrhunderts vergleichbar ist, hat nicht nur diese Annahme widerlegt, sondern darüber hinaus neue Maßstäbe für die Quellenedition gesetzt und die wissenschaftliche Entwicklung auf diesem Gebiet entscheidend mitbestimmt.

Es würde zu weit führen, auch die übrigen Publikationen, die Editionen und Monographien, die Jahrbücher und sonstigen Veröffentlichungen im einzelnen zu würdigen. Sie alle sind Ausdruck des intensiven geistigen Lebens und der wissenschaftlichen Zusammenarbeit, zu der die Görres-Gesellschaft sich bekennt. Das Forschen des Wissenschaftlers – dies haben die Gründer der

Gesellschaft mit bemerkenswerter Klarheit gesehen – ist nicht auf Vereinzelung angelegt, sondern sie kommt erst im Zusammenspiel der Wissenschaftler zu ihrer vollen Entfaltung. In dieser Hinsicht bietet die Görres-Gesellschaft mit ihren Sektionen, deren Zahl sich seit der Entstehung beträchtlich erhöht hat, einen Ort des geistigen Austausches und der gegenseitigen Bereicherung.

Hier sind auch die Offenheit für das *übernationale* wissenschaftliche Gespräch und die Bereitschaft zur Übernahme von Forschungsaufgaben im Ausland zu nennen. Die Pflege internationaler wissenschaftlicher Beziehungen und die Gründung eigener Institute im Ausland sind für die Görres-Gesellschaft von jeher charakteristisch gewesen. Obwohl die deutschen Auslandsbeziehungen allgemein und die Entwicklung in den jeweiligen Gastländern nicht immer günstige Bedingungen boten, konnte doch eine erfolgreiche, auch in ihren kulturpolitischen Auswirkungen nicht zu unterschätzende Arbeit geleistet werden.

Richtet man den Blick auf die schwierigen Anfänge vor hundert Jahren, so erkennt man, welches Maß an wissenschaftlicher Begabung und persönlichem Mut gefordert war, um den Durchbruch zu schaffen. Wenn der Festredner beim 50jährigen Jubiläum der Görres-Gesellschaft darlegen konnte, daß „der geisteswissenschaftliche Katholizismus... sich in die große deutsche Forschungsgemeinschaft als ebenbürtiges Mitglied eingereiht hat“, so darf dies in weitem Umfang als ein Erfolg der Görres-Gesellschaft angesehen werden. Das „katholische Bildungsdefizit“, das noch vor einem Jahrzehnt Gegenstand besorgter Analysen war und zur Zeit etwas aus dem Gesichtskreis geraten ist, wäre noch weit gravierender, wenn der von der Görres-Gesellschaft vollbrachte Aufbruch nicht stattgefunden hätte. Daß der Görres-Gesellschaft bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses auch weiterhin wichtige Aufgaben zu fallen, wird niemand leugnen.

Es stand und steht freilich mehr auf dem Spiel. Es ging in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und auch in der jüngsten Entwicklung unseres Wissenschafts- und Bildungswesens nicht allein um die Anerkennung katholischer Wissenschaftler gegenüber einer in Vorurteilen befangenen nichtkatholischen Obrigkeit und Öffentlichkeit. Die Gründer der Görres-Gesellschaft waren sich vielmehr bewußt, daß, wie immer der Kampf zwischen Staat und Kirche, den sie erlebten, ausgehen würde, in der längerfristigen Entwicklung die katholische Glaubensüberzeugung sich vor allem im Ringen um die geistigen Grundlagen des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens bewähren mußte. Sie traten deshalb dem herrschenden zeitgenössischen Wissenschaftsverständnis entgegen, das nicht nur die Vereinbarkeit von Wissenschaft und glaubensgeleiteter Erkenntnis leugnete, sondern die Religion überhaupt und die mit ihr gegebenen anthropologischen und ethischen Grundüberzeugungen in Frage stellte. Im Programm vom März 1876 bekannte sich die Görres-Gesellschaft zu dem Grundsatz, „daß zwischen der Lehre der Kirche und den Ergebnissen echter Wissenschaft kein wahrer Widerspruch bestehen“ könne, daß „vielmehr Glaube und Wissenschaft einander wechselseitig fördern und ergänzen“. Hier steht ein wissenschafts-theoretisches Grundproblem vor uns, das keineswegs überholt ist. In der auch heute aktuellen Auseinandersetzung um die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft wird der Konflikt, in dem der gläubige Wissenschaftler stand und steht, offen sichtbar. Dabei geht es heute nicht so sehr um die gesellschaftliche Selbstbehauptung der von Glaubenden betriebenen Wissenschaft. Der gläubige Wissenschaftler selber steht vielmehr vor der existentiellen Frage nach der eigenen Identität.

## II. Der Weg des heiligen Thomas von Aquin

Das Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und Glaube ist in der geistesgeschichtlichen Entwicklung mehrfach thematisiert worden. Es stellte sich immer dann als Konflikt dar, wenn der Glaube auf ein Weltverständnis stieß, das für die profane Vernunft ausschließliche Geltung beanspruchte. Dabei erwies sich dieser Konflikt regelmäßig dann als geschichtlich fruchtbar, wenn die christliche Antwort auf die profane Herausforderung nicht in der bloßen Abwehr verblieb, sondern ihr ein konstruktives Leitbild der Weltorientierung aus dem Glauben entgegenstellte, das zugleich der wissenschaftlichen Vernunft den ihr eigenen Ort und Sinn zumaß.

Ein hervorragendes Beispiel für eine solche geschichtlich gültige Lösung, die sich auf die geistige Entwicklung bis heute auswirkt, ist im Werk des heiligen *Thomas von Aquin* gegeben. Das 13. Jahrhundert hatte in der arabischen Wissenschaft und Philosophie ein Weltverständnis kennengelernt, das sich allein auf die profane Vernunft berief. Mit wahrer Passion trieben Abaelard und seine Zeitgenossen formale Logik. Gegen eine symbolistische Naturdeutung setzte sich zunehmend eine begriffliche Erklärung der Natur durch, in der diese nicht in ihrem geschichtlichen „Sinn“, sondern als ein der „Struktur“ nach Bewegtes verstanden wurde. Auch der Mensch wurde Gegenstand rationaler Untersuchung. Schließlich erhielt auch das eigentliche Glaubensdenken, die Theologie, indem sie sich auf die Rationalität einließ, eine neue Ausrichtung. Sie wurde zu einer mit kontrollierten Begriffen arbeitenden Wissenschaft. Hieraus entstanden unvermeidliche Konflikte. Ihre radikale Ausprägung fanden sie bei jenen Zeitgenossen des heiligen Thomas, die den profanen Wissenschaften eine unbedingte Autonomie zusprachen und mit der Möglichkeit rechneten, daß „richtig“ abgeleitete und somit „gültige“ Ergebnisse der Wissenschaft mit unbezweifelten Glaubenswahrheiten in Widerstreit geraten könnten. Der Wissenschaftler als solcher sollte dann behaupten dürfen und müssen, was er als Gläubiger nicht für „wahr“ hielt. „Si aliquis adducit rationem, non ponit fidem“, sagte Siger von Brabant. Diese These von der „doppelten Wahrheit“ mag für den Intellektuellen verführerisch sein. Für den Gläubigen ist sie unannehmbar. Sie führt notwendig zur Eliminierung einer der beiden sich widersprechenden Größen.

Diese extreme Zuspitzung des Konflikts ist auch in der Gegenwart aktuell. Doch während heute die sich hieraus ergebende Verbindung von profaner Vernunft und Unglauben theoretisch und im praktischen Lebensvollzug üblich ist, war dies für die gläubige Philosophie des 13. Jahrhunderts unvereinbar mit der noch nicht in Frage gestellten christlichen Glaubensüberzeugung. So ergab sich – modern gesprochen – die Aufgabe einer „Vermittlung“ von Glauben und Wissenschaft, einer Verbindung beider, die sowohl ihrer richtig verstandenen Autonomie Rechnung tragen als auch die in ihrem Spannungsverhältnis liegende innere Verbindung in einer höheren Einheit zur Geltung bringen mußte. Es ist kennzeichnend für die geistige Offenheit des heiligen Thomas, daß er die profanen Wissenschaften *nicht* in die von der theologischen Wissenschaft begrifflich ausformulierten Glaubensaussagen hineingezwängt hat.

Thomas geht davon aus, daß die menschliche Vernunft „von Natur aus“, das heißt durch Gottes Schöpfung, einen ihr zugänglichen Bereich wahrer Erkenntnis besitzt und „quodammodo omnia“ zu erfassen vermag. Man muß daher der menschlichen Wissenschaft eine relative Autonomie zugestehen. Sie bezieht

ihre Wahrheit nicht erst aus der höchsten Erkenntnis des Ganzen, sondern aus der Begegnung der wahrheitsfähigen Vernunft mit dem ihr zugänglichen Gegenstand. Hier stimmt Thomas von Aquin mit dem Zweiten Vatikanum überein. „Gewisse Geisteshaltungen, die einst auch unter Christen wegen eines unzulänglichen Verständnisses für die legitime Autonomie der Wissenschaft vorkamen“, werden vom Konzil ausdrücklich bedauert (Gaudium et Spes 36).

Die menschliche Vernunft kann die Fülle ihrer Gegenstände nicht mit einem einzigen Begriff, nicht in einer einzigen, alles integrierenden Wissenschaft erfassen. Es gibt vielmehr eine Mehrzahl gegeneinander abgegrenzter, nicht aufeinander zurückführbarer Wissenschaften. Das schließt nicht aus, daß zwischen ihnen Zu- und Vorordnungsverhältnisse bestehen. Thomas weist selbstverständlich der Metaphysik als der Lehre vom Seienden als solchem und damit auch vom Ganzen des Seienden den obersten und maßgebenden Platz zu. Aber die Metaphysik ersetzt nicht die besonderen Wissenschaften und kann sie nicht aus sich ableiten. Die Wissenschaften haben auch gegeneinander eine gewisse Eigenständigkeit.

Alle menschliche Wissenschaft ist endlich und Stückwerk. Aber Thomas weiß, daß der Mensch nach einer Gesamtschau von Welt und Dasein, nach der Erkenntnis eines letzten Daseinssinns verlangt. In einem berühmten Text der „Summa contra gentiles“ zeigt er, daß die Versuche der Heiden, den letzten Sinn zu finden, zwangsläufig scheitern müssen, weil sie zu kurz greifen. Thomas sieht darin weniger die Anmaßung einer ihre Grenzen mißachtenden Vernunft als vielmehr den Ausdruck existentieller Not. Die Verheißung der Gottesschau bewahrt uns davor, in menschlicher Wissenschaft das endgültige Heil zu suchen.

Im Glauben erkennen wir Gottes Heilswirken, das über die Grenzen der menschlichen Natur hinausführt. Das ist keine Einschränkung des Eigenrechts der Wissenschaft, sondern umgekehrt deren Entlastung von einer Heilssorge, der sie nicht nachkommen kann.

Weil Gottes Heilswirken in die Welt hineinwirkt, kann es Bereiche geben, die sowohl von der Glaubensaussage als auch von der wissenschaftlichen Erkenntnis betroffen sind. Thomas ist davon überzeugt, daß dem Wissen die Einsicht, dem Glauben die Gewißheit zugeordnet ist, die auch ohne Einsicht bestehen kann. Hier kann es faktische, aber keine grundsätzlichen Konflikte geben, so zum Beispiel, wenn für Glaubensaussage gehalten wird, was keine ist, oder für wissenschaftliche Erkenntnis, was der Kritik nicht standhält oder nur vorläufige Hypothese ist. Für den Gläubigen stellt sich die Aufgabe, die Konfliktlösung nicht zu präsumieren, sondern in jedem Einzelfall theoretisch zu leisten. Die Lösung des heiligen Thomas besitzt auch heute für das Selbstverständnis des gläubigen Wissenschaftlers paradigmatischen Wert. Ob und inwieweit sie der kritischen Reflexion von nicht-glaubenden Wissenschaftlern Anstöße zu vermitteln vermag, will ich nicht weiter erörtern. In ihren entscheidenden Aussagen ist sie nach meiner Überzeugung nicht widerlegt worden.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß das Denkmodell des heiligen Thomas in der Praxis unseres Wissenschaftsbetriebs und im Bewußtsein der Wissenschaftler seine prägende Kraft eingebüßt hat. Das weist auf Grundlegendes hin: Der Konflikt zwischen Glaube und Wissenschaft ist nicht nur ein theoretisches Problem. Er besitzt vielmehr eine existentielle Dimension. Daraus folgt, daß der theoretische Nachweis der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Glaube nicht genügt. Die Theorie muß vom persönlichen Lebenszeugnis begleitet sein.

### III. „Wissenschaft und Glaube“ heute

Das moderne Wissenschaftsverständnis wird weithin durch die Naturwissenschaft und durch die sogenannten empirischen Wissenschaften bestimmt. Welche Rückwirkung das auf die Wissenschaften überhaupt hat, zeigt sich darin, daß sich auch die sogenannten geisteswissenschaftlichen Disziplinen in Gegenstandsbestimmung, Arbeitsmethode und Ergebnisgestaltung dem empirischen Verfahren angeglichen haben.

Alle Wissenschaften unterliegen nach heutigem Verständnis der Forderung nach einem *methodischen Vorgehen*. Ihre Ergebnisse sollen kontrollierbar, methodisch nachvollziehbar und insofern inter-subjektiv gültig sein; dann gelten sie als unabhängig von subjektiver Willkür und somit als objektiv. In dieser Gleichsetzung von wissenschaftlicher Objektivität und intersubjektiver Geltung, was man zuweilen auch als „Richtigkeit“ bezeichnet, ist der Anspruch auf „Wahrheit“ preisgegeben. Die Frage, ob die Welt an sich, „in Wirklichkeit“ so ist, wie sie der wissenschaftliche Begriff oder die Formel bezeichnen, erscheint mit den Mitteln der Wissenschaft nicht entscheidbar und wird daher in der Schwebe gelassen. Man begnügt sich damit, die Welt mit Hilfe dieser Art von Wissenschaft intellektuell und praktisch – im Dreiklang „Wissenschaft – Technik – Wirtschaft“ – „beherrschen“ zu können. Der theoretische Sinn von Wahrheit und damit der humane Sinn von Theorie als Wahrheitserwerb bleibt in diesem Selbstverständnis ausgeschlossen.

Zugleich verbindet sich mit dem Begriff wissenschaftlicher Objektivität die Auffassung, daß Wissenschaft „wertfrei“ sei und sein müsse, daß Werte und Normentscheidungen, auch wenn sie Voraussetzung oder Gegenstand von Wissenschaft sind, nicht zum Inhalt des wissenschaftlichen Prozesses gehören. Hier liegt ein fundamentales Problem, das in der Wissenschaftskritik unserer Tage deutlich ausgesprochen wird: Wissenschaft, die eine „Beherrschung“ des von ihr erschlossenen Bereichs gestattet und es zugleich ausdrücklich ausschließt, die regelnden Normen für diese Beherrschung zu erbringen, begibt sich unter den heteronomen Einfluß wissenschaftlicher oder auch nichtwissenschaftlicher Lenkung und gerät so in Gefahr, beliebig von außen manipuliert zu werden.

Dazu kommt die *Spezialisierung*, die sich im ständigen Fortschritt der Wissenschaft unbegrenzt ausbreitet und nicht auf eine Erfassung des Ganzen, sondern in die Breite des Details gerichtet ist. Sie macht aus den Wissenschaften partikuläre Größen und gestattet kaum noch, von „der“ Wissenschaft als einer übergreifenden Einheit zu reden. Die Wissenschaft weiß vom Menschen dies und das, vermag aber nicht zu sagen, was der Mensch selber ist. Der Mensch aber hungert nach „Sinn“. Er ist auf das Ewige, auf das „ganz Andere“ bezogen. Heute werden viele vom abgründigen Gefühl der Sinnlosigkeit ihres Lebens geängstigt. Die moderne Lyrik sucht diese existentielle Not im Bild der Wüste darzustellen. „Die entscheidende Daseinserfahrung“, so schreibt *Eugen Gottlob Winkler*, war, „schon für den Zwanzigjährigen ... das Gefühl, ausgesetzt zu sein in einer vollkommenen Leere ... die Wüste bedeutete ihm die Analogie der Welt.“<sup>2</sup> Im Gedicht „Das wüste Land“ sagt *Thomas Stearns Eliot*: „Ich zeige dir die Angst in einer Handvoll Staub.“<sup>3</sup> Wüste bedeutet: Schatten, Nacht, „verstreute Trümmer und Sand durcheinander“, totale Trostlosigkeit, Einsamkeit, oder, wie *Franz Kafka* in seinen Tagebüchern schreibt: „vollständige Gleichgültigkeit und Stumpfheit ... Nichts, nichts. Öde, Langeweile, nein, nicht Langeweile, nur Öde, Sinnlosigkeit, Schwäche.“<sup>4</sup> Die „geistige

Wüste“, das sind „die Leichen der Karawanen deiner früheren und deiner späteren Tage“<sup>5</sup>. „Augen und Mund stehen so offen und leer, Herr“, sagt *Paul Celan*<sup>6</sup>. – Eine Wissenschaft, die beim Empirischen stehenbleibt und ihre Ergebnisse nicht als endgültig, sondern als vorläufig ansieht, vermag auf diese existentielle Not keine Antwort zu geben.

Dennoch gehen von der modernen Wissenschaft entscheidende Einflüsse auf das Leben des einzelnen, aber auch der Gesellschaft und des Staates aus. Die Annahme, daß die intersubjektiv gültige *wissenschaftliche* Aussage die einzige sei, die intersubjektiv gültig ist, schlägt um in die Forderung, daß jeder Anspruch auf Gültigkeit *wissenschaftlich* erwiesen werden müsse. Es wird verlangt, daß alle Lebensbereiche in einem früher ungekannten Maß *wissenschaftlich* bearbeitet werden müßten, was zur „Allgegenwärtigkeit der Wissenschaft im gesamten System der Industriekultur“ (Hans Freyer) führt: in Technik, Wirtschaft, Rechtspflege, Medizin, Erziehungswesen, Sozialversicherung, Verkehrswesen und so weiter.

Die „*Verwissenschaftlichung aller Praxis*“ ist seltsamerweise mit einer für unser aufgeklärtes Zeitalter erstaunlichen Wissenschaftsgläubigkeit verbunden. Ein Beispiel: Der Exorzismus von Klingenberg wurde von den Massenmedien als Rückfall in das finstere Mittelalter verspottet. Aber vor einiger Zeit (am 10. und 24. November 1974 und am 19. Januar 1975) brachte das deutsche Fernsehen in drei Folgen eine Sendung, in der die Stimmen von Geistern auf Band zu hören waren. Weil diese Sendung nicht von Theologen, sondern im Namen der Humanwissenschaften gestaltet war, wurde sie mit gläubigem Ernst gesendet und aufgenommen.

Vor dem Hintergrund des heute vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses ist zunächst kaum zu sehen, wie es überhaupt zu einem Konflikt mit dem grundsätzlich anderen Anspruch des Glaubens kommen kann. Der Glaube des einzelnen wie auch der gesellschaftlichen Institution „Kirche“ könne toleriert werden; er sei eine private Ideologie zu wirksamer Lebensertüchtigung, ein Mittel zur privaten Selbstfindung. Der gläubige Wissenschaftler wird keine Schwierigkeiten haben, seinen Beruf auszuüben. Der Glaube wird nicht bekämpft werden. Der Sinn seiner Aussage liegt jenseits dessen, worüber man zu sprechen bereit ist.

Aber täuschen wir uns nicht. Die Abwesenheit direkter Konfrontation und das gleichgültige Gewährenlassen sind nicht geeignet, die Spannung zwischen Wissenschaft und Glauben aus der Welt zu schaffen. Sie wird auch auf der individual-psychologischen Ebene nicht dadurch aufgehoben, daß der einzelne Wissenschaftler sich einerseits im Bereich einer wahrheitsentfremdeten Wissenschaft durchaus profan und andererseits „existentiell“, aber theoriefremd als Gläubigen versteht. Selbst wenn man die Möglichkeit dieser Spaltung der geistigen Existenz einräumt, ist doch damit die Problematik nur umgangen und eben dadurch bestätigt. Es geht doch letztlich um die intellektuelle Selbstbehauptung gläubiger Existenz in einer wissenschaftsgläubigen Gesellschaft.

Der erste Schritt auf dieses Ziel hin ist die *Wiedererweckung des Sinns für Theorie*, für den Wahrheitsanspruch der Theorie und für theoretische Wahrheit. Wenn Wahrheit als menschlicher Wert wiedererkannt und anerkannt wird, öffnet sich vielleicht auch ein neues Verständnis dafür, daß Wahrheit ein Name Gottes ist. In unserer wissenschaftlich-technischen Welt ist gerade der Glaube in der Lage, der Wissenschaft den Sinn für Wahrheit zurückzugeben. In diesem Sinn vermag der gläubige Wissenschaftler, der in der Durchführung seiner Forschungsarbeit ebenso ra-

tional handelt wie der nicht-glaubende, seine Wissenschaft vom Glauben her zu bereichern.

Der Glaube läßt sich nur *als Einheit von Praxis und Theorie* verstehen. Dies gilt einmal in Hinsicht auf die unauflösliche Verbindung von religiöser Überzeugung und sozialer Praxis. Es erhält aber auch eine tiefe Bedeutung, wenn man die im Glauben sich vollziehende Hinnahme geschenkter Einsicht, die Hinwendung zu Gott in der kontemplativen Erwartung einer überfüllenden Schau bedenkt. In dieser Perspektive erscheint die „Theorie“ – und das heißt ja nichts anderes als die „Schau“ – des Glaubens zugleich als höchste Praxis. Sie kann daher die Erkenntnis neu beleben, daß zur menschlichen Praxis und zum menschlichen Lebensinn „Theorie“ als Verhältnis zu einer vorgegebenen, den Menschen übersteigenden Wahrheit gehört. Wenn Wahrheit ein Lebenszweck ist, dann ist Wissenschaft human legitimiert. Auch ihre Endlichkeit ist dann in einem endgültigen Sinn aufgehoben. Vom gläubigen Wissenschaftler ist daher heute nicht nur gefordert, daß er sich unter Wissenschaftlern als ein solcher ausweist, sondern auch, daß er mitwirkt, das wissenschaftliche Tun in eine humane Ordnung einzufügen. Ein solches Selbstverständnis ist offen für den Glauben und macht vom Glauben her zur Wahrheit frei.

Eine Wissenschaft, die wieder unter den *Wahrheitsanspruch* tritt und so dem Glauben nicht völlig inkommensurabel gegenübersteht, wird schließlich auch eine normative Rolle in der Gesellschaft übernehmen können. Freilich reicht auch hier die alleinige Mitwirkung einzelner Disziplinen nicht aus. Das Problem der Normfindung und ihrer Legitimation muß angesichts der komplexen modernen Gesellschaft und der Vielzahl der Einzelwissenschaften *umfassend* angegangen werden. Dabei kann heute weniger denn je auf die Tiefendimension der Geschichte verzichtet werden, deren identitätsvermittelnde Kraft in einer ständig vom Identitätsverlust bedrohten Gesellschaft fundamentale Bedeutung besitzt.

#### IV. Der Auftrag der Kirche

Das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben ist ein Lebensproblem für den einzelnen Wissenschaftler. Aber es hat auch einen *institutionellen* Aspekt, auf den ich noch hinweisen möchte. Die Ablösung der neuzeitlichen Vernunft von den Bindungen an den Glauben geht einher mit einer Emanzipation von der kirchlichen Autorität, die nicht ohne schmerzliche Erfahrungen auf beiden Seiten vollzogen wurde und die Beziehungen zwischen Kirche und Wissenschaft historisch vielfach belastet hat. In jüngster Zeit scheint das Verhältnis besser geworden zu sein, und es ist zu wünschen, daß bei aller Spannung, die sich aus dem Grundkonflikt zwischen Glaube und Wissenschaft ergibt, in der weiteren Zukunft das wechselseitige Aufeinandereingehen noch verstärkt wird.

Wie wichtig dies angesichts des beschleunigten Fortschritts der wissenschaftlichen Forschung – nicht nur in den Naturwissenschaften, sondern auch im sozial- und humanwissenschaftlichen Bereich – heute ist, liegt auf der Hand. Überall dort, wo bisher gültige Lebensordnungen durch die Ergebnisse der Forschung verändert oder in Frage gestellt werden, tritt das Problem neuer Normbildung dringlich hervor. Die Wissenschaftler erwarten eine Antwort auf *die ethischen Implikationen ihrer Forschung*. Die Kirche als traditionelle Instanz der Normgebung wird dabei nicht selten auch von den Wissenschaftlern, die ihr glaubensmäßig fernstehen, zur Stellungnahme aufgefordert. Da die neuen Verhältnisse auch die Kirche vor zum Teil völlig neuartige Fragen

stellen, ist sie ihrerseits selten in der Lage, durch die Wiederholung einer alten Wahrheit allein die Richtung zu weisen. Wenn die Kirche dem suchenden Menschen sittliche Orientierung und Lebenshilfe geben will, müssen ihre Aussagen jeweils neu die Verbindung von überzeitlich gültiger Norm mit einer zeitgebundenen Problemlösung aufweisen. Welch gewaltiger Anspruch sich damit angesichts des immer komplexer werdenden gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenlebens stellt, wird von den Kritikern nicht immer ausreichend mitbedacht, wobei ja auch zu beachten ist, daß sich die Aussagen der Kirche nicht auf partikuläre Situationen, sondern auf die weltkirchliche Dimension beziehen müssen.

Hier kann sich die Kirche nicht auf die Kooperation mit gläubigen katholischen Wissenschaftlern beschränken, obwohl sich an diese zweifellos besondere Erwartungen richten. Die Kirche ist mehr denn je zuvor auf das Entgegenkommen aller Wissenschaftler, unabhängig von ihrer religiösen Überzeugung, angewiesen. Auf dem Konzil hat die Kirche ihre Bereitschaft zum Gespräch und zur Zusammenarbeit erklärt. Damit ist ein Prozeß in Gang gekommen, der trotz zahlreicher Hindernisse dazu führen kann, daß die auseinanderstrebende Entwicklung der wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten und ihrer geistigen Bewältigung wieder zur Harmonie gelenkt wird. Wenn auch ein leichtfertiger Optimismus wenig angebracht ist, gibt doch die Geschichte der Görres-Gesellschaft ein Beispiel dafür, was Einsatzbereitschaft, Mut zur Auseinandersetzung und geistige Leistung zu bewirken vermögen.

Die Aufgaben, die sich der Görres-Gesellschaft heute stellen, sind vielleicht, soweit es um die Selbstbehauptung an den Universitäten und im wissenschaftlichen Leben geht, weniger dringlich als früher. Sie sind jedoch erheblich schwieriger geworden im Hinblick auf die geistige Auseinandersetzung um die fundamentalen Begriffe von Wissenschaft, Glaubensüberzeugung und Lebenspraxis. Es ist, wie mir scheint, an der Zeit, daß sich die Görres-Gesellschaft – bei aller Anerkennung ihrer Leistung in den Einzelwissenschaften – wieder entschiedener der drängenden Problematik in den Zeit und Zukunft entscheidenden Grundsatzzfragen zuwendet. Es sollte, sie werden mir diesen Appell nicht verübeln, wieder stärker zur Geltung gebracht werden, daß Wissenschaft nicht allein um ihres theoretischen Gehalts willen, son-

dern in der Ausrichtung auf Entscheidung und Vollzug in der gesellschaftlichen Wirklichkeit betrieben wird. Das erfordert unter Umständen eine Änderung der geistigen Einstellung bei den katholischen Wissenschaftlern in und außerhalb Deutschlands. Ein Letztes schließlich: Die Gründung der Görres-Gesellschaft fällt in die Epoche des für Europa damals typischen nationalstaatlichen Denkens. Der Fortschritt der Wissenschaft, das neue Selbstverständnis des modernen Menschen und die innerkirchliche Entwicklung erlauben es heute nicht mehr, sich auf den eng umgrenzten Bereich eines Staates zu beschränken. Ich habe bereits erwähnt, daß die Görres-Gesellschaft der Bedeutung internationaler Wissenschaftsbeziehungen stets hohen Wert zuerkannt hat. Dies sollte künftig noch verstärkt werden. Angesichts der selbstverständlich gewordenen Kooperation im westeuropäischen Bereich stellt sich immer drängender die Frage, wie ein Auseinanderbrechen des ganzen Europa verhindert werden kann, das nicht nur politisch, sondern auch geistig immer mehr auseinanderrückt. Die christliche Solidarität verlangt dabei in erster Linie eine enge Zusammenarbeit mit den katholischen Wissenschaftlern in den osteuropäischen Staaten. Die wissenschaftliche Kooperation bedeutet für diese Gelehrten, die zum Teil unter schwierigen Bedingungen leben und arbeiten müssen, eine entscheidende Hilfe. Nicht weniger wichtig ist die Kontaktnahme und Zusammenarbeit mit den in einer umwälzenden wirtschaftlichen, politischen, sozialen und nicht zuletzt geistigen Entwicklung stehenden Ländern der Dritten Welt.

Die Erwartungen, die sich an die Görres-Gesellschaft zu Beginn ihres zweiten Jahrhunderts richten, sind nicht weniger groß als bei ihrer Gründung. Mit meinen Glückwünschen zum Jubiläum und mit der Anerkennung für die bisherige Leistung verbinde ich die Hoffnung, daß der Weg der Görres-Gesellschaft in das zweite Jahrhundert ihrer Geschichte – es ist zugleich der Weg in ein neues Jahrtausend – trotz aller Schwierigkeiten – ein glückhafter sein möge.

<sup>1</sup> Karl Marx / Friedrich Engels, Briefwechsel. Bd. IV. Berlin 1950, Seite 570.

<sup>2</sup> E. G. Winkler, Dichtungen – Gestalt und Probleme. Pfullingen 1956.

<sup>3</sup> Vergleiche H. Friedrich, Die Struktur der modernen Lyrik. Hamburg 1967, Seite 265.

<sup>4</sup> Franz Kafka, Tagebücher. Frankfurt 1954, Seite 475.

<sup>5</sup> Franz Kafka, Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande. Frankfurt 1953, Seite 349.

<sup>6</sup> Gedicht „Tenebrae“, in Paul Celan, Sprachgitter. Frankfurt 1959.

## Länderbericht

# Staat und Kirche in der ČSSR

## Der Kirchenkampf verschärft sich

Wer das Geschehen auf der kirchenpolitischen Bühne Prags beobachtet, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß von beiden Seiten, von der Prager Parteiführung wie von der vatikanischen Diplomatie, Entscheidungen angestrebt werden, die – von Prag her gesehen – auf kirchenpolitischer Ebene eine vom Heiligen Stuhl wenigstens hin-

genommene „Konsolidierung der Verhältnisse“ zum Ziele haben, darüber aber in einer weiteren Perspektive dieses Nahziel überholt erscheinen lassen, indem über alle Kanäle der Weg zu einer Zwangsatheisierung beschritten ist und in den letzten Monaten die atheistische Propaganda systematisch verstärkt wurde. Prag bietet ein klassisches